

Damaris Nübling

Zwischen Syntagmatik und Paradigmatik: Grammatische Eigennamenmarker und ihre Typologie

Abstract

The spectrum of methods for formally marking proper names extends between the following extremes: Fijian uses the same inventory for proper names and common nouns but uses *ko* before proper names and *na* before common nouns. The other extreme is when proper names and common nouns consist of completely separate inventories. This is the case for first names in many European languages. Both methods have advantages and disadvantages, many languages therefore use methods of proper name marking which are situated between syntagmatic and paradigmatic strategies. This paper presents a typological summary of formal onymic marking, the focus being on grammatical strategies.

0. Problemstellung
1. Ebenen onymischer Markierung
 - 1.1. Prosodie
 - 1.2. Phonie
 - 1.3. Graphie
 - 1.4. Morphologie
 - 1.5. Flexion
 - 1.6. Derivation
 - 1.7. Komposition bzw. Morphotaktik
 - 1.8. Morphosyntax
 - 1.9. Syntax
 - 1.10. Lexik
 - 1.11. Kontext
2. Verfahren onymischer Markierung
 - 2.1. Onymische Markierung am Wortkörper
 - 2.2. Onymische Schemakonstanz
 - 2.3. Zwischen Syntagmatik, Grammatik und Paradigmatik
3. Ausblick
4. Literatur

0. Problemstellung

Auf Hockett (1960) basiert ein in der onomastischen Literatur oft zitiertes und im Fidschi auch realisiertes Verfahren, Eigennamen (EN) und Appellative (APP) prinzipiell voneinander zu unterscheiden, das durch große Einfachheit

besticht. Wieweit es systematisch angewandt wird, geht aus dem Zitat nicht hervor, doch scheint es sich um ein gängiges Prinzip zu handeln:

"In Fijian, a word used as a proper name of person or place is marked by the preceding particle /ko/, while words used as 'ordinary' names of things are marked in the same syntactical circumstances by /na/: /na vanua levu/ 'the (or a) big island' but /ko vanua levu/ 'Big Island' as the name of the largest island of the Fiji group [...]" (311/312)

Der Vorteil dieses Verfahrens besteht darin, ein und dasselbe Inventar an Stämmen doppelt zu nutzen, einmal onymisch (und damit direkt referierend), einmal appellativisch (und damit „indirekt“ über die Semantik referierend). Damit kann das Inventar, indem es geteilt wird, gering gehalten werden, was Kompetenzvorteile erbringt. Die Kosten liegen auf der Performanzebene, indem jedem dieser Stämme in jeder Verwendung eine Partikel (eine Silbe) vorangestellt werden muss. Damit handelt es sich um eine additive, also syntagmatische Technik, wobei sich *ko* vs. *na* substitutiv zueinander verhalten. Denkbar wäre auch, eine der beiden Verwendungen, am besten die im Natürlichkeitstheoretischen Sinn semantisch unmarkierte, also das APP, mit Null zu markieren, dem in etwa nhd. *Koch* vs. *Frau* / *Herr Koch* nahekäme. Doch sind bekanntlich längst nicht alle Familiennamen mit APP homophon.¹

Das andere Extrem, zwei getrennte, klar ausgewiesene Inventare, ein Lexikon und ein Onomastikon, bereitzuhalten, fügt Hockett direkt hinzu:

"A language may also have a stock of forms which have no function save that of being used as a proper name of one or another individual: English *Mary, William, Robert, Elizabeth*." (312)

Es liegt auf der Hand, dass hier Nutzen und Kosten genau umgekehrt verteilt sind: Die Abwesenheit artikulatorischen Mehraufwands wird mit einer beträchtlichen Kompetenzbelastung bezahlt. Graphisch ergibt sich folgende Polarität:

1 Hier wird davon abgesehen, dass APP im Standarddeutschen einen Artikel tragen, EN nicht. So ließe sich auch unschwer ein Beispiel für den umgekehrten Fall - markiertes APP, unmarkierter EN - finden: *die Iris* (Blume) vs. *Iris* (RufN).

Verfahren:	explizit <-----> implizit	
	syntagmatisch grammatisch paradigmatisch	
Bsp.:	<i>ko</i> X (APP) <i>na</i> X (EN)	X (APP) Y (EN)
Nutzen:	kompetenzentlastend (→ Nutzung der Appellativik)	performanzentlastend (→ Ausdruckskürze)
Kosten:	performanzbelastend	kompetenzbelastend

Figur 1: Die Anzeige von Proprialität zwischen Syntagmatik und Paradigmatik

Auch wenn gerade in unseren Kulturen manche Teilonomastika (wie z. B. die Rufnamen) dem paradigmatischen Verfahren am rechten Pol nahe kommen, so dürfte es kaum eine Sprache geben, die ausschließlich von diesem aufwändigen Verfahren Gebrauch macht, ebenso wenig eine, die ausschließlich den linken Pol nutzt. Viele Sprachen praktizieren zur Markierung ihrer EN und / oder APP Kompromiss-, oft auch Mischverfahren, was den Kompetenz- wie auch den Performanzbedürfnissen entgegenkommt - in jeweils unterschiedlichem, doch insgesamt ausgewogenerem Maße. Von diesen sich über eine ausgedehnte Skala erstreckenden Mittelwegen handelt dieser Beitrag. Dass dem Hörer auf irgendeine Weise unmissverständlich signalisiert werden muss, wie er ein Substantiv zu interpretieren hat, ist in der Literatur unumstritten und basiert auf den zentralen Funktionsunterschieden zwischen EN und APP, die hier nur kurz angedeutet werden: EN leisten die Monoreferenz auf einen Einzelgegenstand, APP nutzen das semantische Potential, um auf eine Klasse ähnlicher bzw. gleicher Gegenstände zu referieren (Polyreferenz), wobei mithilfe weiterer Mittel Monoreferenz hergestellt werden kann (zu diesem Komplex s. Werner 1974).² Nicht jeder Einzelgegenstand lässt sich onymisch bezeichnen (bzw. memorieren), wohl aber appellativisch über definite Beschreibungen. Nur für den Menschen relevante Gegenstände erfahren den „Luxus“, onymisch exponiert zu werden: Personen (Anthroponyme), Örtlichkeiten im weitesten Sinne (Toponyme), Gegenstände (Ergonyme), gelegentlich auch vom Menschen abhängige (Praxonyme) oder von diesem unabhängige Ereignisse (Phänonyme); zu weiteren Namenarten s. jüngst Brendler / Brendler (2004). Verlieren die Gegenstände an Relevanz, kann auch ihr Name in Vergessenheit geraten. Dabei gilt der Verlust bzw. die Nichtkenntnis onymischer Bezeichnungen allenfalls als Bildungs-, weniger aber - im Gegensatz zu APP - als sprachliches Defizit. Selbst wenn EN morphologische und / oder lexikalische (Rest-) Strukturen

2 Anderson (2004) geht angesichts dieser markanten Unterschiede so weit, EN und APP als zwei verschiedene Wortarten zu begreifen.

enthalten (was zumeist aus ihrer diachronen Abkunft von den APP resultiert), so wird deren semantisches Potenzial beim Referenzakt ausgeblendet (vgl. die viel zitierten Beispiele *Düsseldorf*, das eine Stadt bezeichnet, oder *Schneider, Fischer*, die Lehrer sein können). Da APP die wichtigste Quelle der EN darstellen, gleichzeitig aber eine funktionale Opposition zwischen beiden besteht, stellt sich die Frage, wie die formale Dissoziation am besten zu bewältigen ist. Dabei ist mit Harweg (1999) zu betonen, dass in den wenigsten Fällen die Nominalkategorie der EN schlechthin, sondern onymische Subklassen wie Rufnamen, Familiennamen, Toponyme etc. zu je spezifischer Markierung neigen:

„Sprachliche Kennzeichen von Eigennamen, Merkmale, an denen die Eigennamen als solche erkannt und von Gemeinnamen unterschieden werden können, gibt es, aufs Ganze gesehen, recht viele, aber die meisten von ihnen bestimmen, wie indirekt und versteckt auch immer, die Eigennamen nicht einfach als Eigennamen schlechthin, sondern bereits als eine bestimmte Kategorie von Eigennamen.“ (195).

Eine i. d. R. alle EN betreffende Markierungsstrategie besteht in deren exklusiver Großschreibung in Sprachen wie dem Englischen, Schwedischen, Französischen. Im Folgenden werden vorrangig Personennamen aus dem Deutschen, aber auch aus einigen anderen Sprachen herangezogen, um zu einer vorläufigen Typologie onymischer Marker (ohne Vollständigkeitsanspruch) zu gelangen. Besondere Bedeutung kommt dabei den grammatischen Onymizitätsmarkern zu: Diese nutzen den Unterschied zur appellativischen Grammatik, um den EN-Status anzuzeigen, d. h. die bloße Differenz wird funktionalisiert, was weder Performanz- noch größere Kompetenznachteile mit sich führt.

1. Ebenen onymischer Markierung

Um möglichst systematisch die verschiedenen sprachlichen Ebenen, auf denen onymische Markierungen vollzogen werden, zu erfassen, werden im Folgenden prosodische, phonische, graphische, morphonologische, flexivische, derivationale, kompositionelle, (morpho-)syntaktische, lexikalische und kontextuelle Strategien der Reihe nach abgehandelt. Kurze tabellarische Überblicke mit den durchnummerierten Verfahren sollen der besseren Bezugnahme dienen. In der rechten Spalte werden Sprachen genannt, die häufig von dem betreffenden Verfahren Gebrauch machen, sowie ein paar Beispiele. Manche Sprachen - auch dies wird deutlich - setzen eher auf wenige Verfahren, andere - dazu gehört das Deutsche - praktizieren und kombinieren mehrere Verfahren. Weder was die Verfahren noch was die untersuchten Sprachen betrifft, kann von einem Anspruch auf Vollständigkeit die Rede sein. Die hier präsentierte Typologie beansprucht lediglich, eine erste Skizze an Möglichkeiten zu liefern. Systematische Zusammenstellungen onymischer Indikatoren sind bisher nur ansatzweise vor-

genommen worden. In aller Regel beschränkt man sich auf die Forderung nach solchen (vgl. Wimmer 1973, Kalverkämper 1978, Debus 1980, Werner 1995; zu einem Überblick über die nordischen Sprachen s. Nübling 2004).

1.1. Prosodie

Nr.	Verfahren/Phänomen	Sprache(n) und Beispiele
(1)	Final- statt Initialakzent	Schwedisch: <i>Mankell, Nobel, Norrén, Lindén</i>
(2)	Initialakzent auf syntagmatischen EN	Deutsch: 'Vonderrau, 'Vomstein, 'Aufderbeide
(3)	anderer Akzenttyp	Schwedisch: Akzent 1 bei EN ³
(4)	andere Silbenstrukturen	Deutsch: Tendenz zur Resilbifizierung: <i>Von.de.rau < Vonderau</i>

Ein nicht allzu häufig genutztes, doch sehr effizientes, ökonomisches Verfahren besteht in der Verlegung des Wortakzents auf eine andere Silbe.⁴ Für die germanischen Sprachen gilt in aller Regel der Initialakzent, der die APP (bzw. den größten Teil des Erbwortschatzes) kennzeichnet. Das Schwedische verfügt bei seinen Familiennamen über einen beträchtlichen Anteil finalbetonter, meist zweisilbiger Namen. Prominente Beispiele sind *Alfred Nobel* und *Henning Mankell*. Unter den 200 häufigsten Familiennamen befinden sich *Lundin, Wallin, Nordin, Rosén, Norén, Franzén, Lindén, Melin, Molin, Sjölin, Lindell, Hedin* (alle endbetont). Manchmal wird eine (dem schwedischen Graphemsystem fremde) diakritische Markierung praktiziert, v. a. da, wo Homographie mit einem APP entstehen könnte; dies betrifft besonders häufig den Ausgang *-én* (der ohne Akzentbezeichnung als Definitartikel missverstanden werden könnte) sowie *-ér* (wegen des Pluralsuffixes). Diese Namen gehen ursprünglich auf die sog. Humanisten- oder Geistlichennamen zurück, die in einer Latinisierung (manchmal Gräzisierung) meist von Herkunfts- oder Hofnamen, manchmal auch von Rufnamen bestanden (zu Näherem s. Rentenaar 1995, Modéer 1989, Nübling 1997a/b, 2004): *Nöbbelöv* → *Nobelius*, *Vallerstad* → *Vallerius*. Dabei entstanden Wörter mit Pänultimastrukturen, von denen später, zur Zeit des französischen Einflusses, viele apokopiert und damit zu finalbetonten Namen wurden: *Nobelius* → *Nobel*, *Linnaeus* → *Linné*, *Norenus* → *Norén*, auch *Noreen*. Auf diese Weise entstanden die heute typisch schwedischen Suffixe *-én / -een, -el(l), -ér, -(l)in, -án*. Dabei handelt es sich mittlerweile nicht mehr nur um häufig vorkommende Familiennamenausgänge. Vielmehr haben diese als onymische Suffixe bereits morphologischen

3 Akzent 1 bezeichnet einen Druckakzent, Akzent 2 einen musikalischen Akzent auf einer nicht ersten druckschwachen Silbe.

4 Harweg (1999, 195, Fußnote 1) erwähnt Akzentverschiebungen für „bestimmte altgriechische Eigennamen“.

Status erlangt: Sie sind produktiv und werden in den offiziellen Anleitungen zur Kreierung neuer schwedischer Familiennamen ausdrücklich empfohlen (Brylla 2002, 104; siehe auch SEF 1992, XVI); zu Näherem siehe unten.

Ein ähnliches Prinzip findet sich bei deutschen komplexen Toponymen mit zweisilbigen, deappellativischen Zweitgliedern wie *-hausen, -felden, -walde, -kirchen, -hafen, -brücken*, die entgegen dem appellativischen kompositionellen Erstsilbenakzent (z. B. *'Reihenhäuser*) oft (nicht immer und dialektal unterschiedlich) den Hauptakzent auf dem Zweitglied tragen: *Rhein'hausen, Rhein'felden, Ebers'walde, Gelsen'kirchen, Wilhelms'hafen, Saar'brücken*. Selbst Fantasienamen wie *Dingens'kirchen, Enten'hausen* folgen dieser onymischen prosodischen Regel.

Bei deutschen (und vor allem Schweizer) syntagmatischen Familiennamen mit der Struktur Präp. + Art. + APP findet dagegen in aller Regel eine Vorverlagerung des Akzents auf die üblicherweise unbetonte Präposition statt: *'Vonderau, 'Vonderstrass, 'Vomstein, 'Zumtbor, 'Aufderbeide, 'Aufdemkamp*. Auch hier differenziert die Akzentposition.

Solche abweichenden Akzentpositionen verstoßen gegen die üblichen Akzentzuweisungsregeln und bilden damit ein grammatisches Verfahren der onymischen Markierung; dabei wird hier ein weiter Grammatikbegriff zugrunde gelegt. Die Ökonomie besteht darin, einerseits voll auf appellativisches Material zurückgreifen zu können, ohne andererseits materielle Zusatzmarkierungen vornehmen zu müssen, die zu vermehrtem Artikulationsaufwand führen würden.

Im Schwedischen dominiert bei zweisilbigen EN eher Akzent 1 (als 2): „En annan påfallande skillnad är att accent 1 finns i många egennamn där de ordinära reglerna skulle ha gett accent 2“ (SAG II, 125).⁵ Beispiel: ¹*Hjalmar* (EN) vs. ²*sommar* (APP).

Sobald ursprünglich komplexe EN morphologisch nicht mehr durchschaut werden, neigen sie zur Resilbifizierung: *'Von.der.au* > *'Von.de.rau*.

1.2. Phonie

(5)	Fremdphone	Deutsch: manchmal in FremdN
(6)	andere Lautfrequenzen: bestimmte Laute kommen in EN häufiger / seltener vor als in APP	gilt für viele Sprachen
(7)	Abweichungen von den phonotaktischen Regeln	Deutsch: <i>Zschocke, Gsell, Gsteiger, Gemeiner, Gstrein, Mross, Mnich</i> etc.
(8)	Modifikation von Lauten	Hausa (Kürzung langer Finalvokale): <i>azümü</i> (APP) → <i>Azümi</i> (EN)

⁵ Übersetzung: „Ein anderer auffallender Unterschied ist, dass viele EN Akzent 1 tragen, wo die üblichen Regeln Akzent 2 ergeben würden“ [DN].

Auf der phonischen Ebene tun sich insgesamt mehr Möglichkeiten auf. Eine besteht darin, das Phoneminventar bei EN um Fremdphone zu erweitern, doch sind m. W. systematische Nutzungen nicht belegt. Fremdnamen können zwar im Deutschen (und anderen Sprachen) vorläufig ihre Fremdphone behalten (etwa Nasale in französischen Namen), doch werden sie mit der Zeit in aller Regel integriert (s. z. B. *Lafontaine* bzw. generell die Hugenottennamen, ebenso die Eindeutschung vieler polnischer und spanischer Familiennamen).

Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass innerhalb von EN andere Lauthäufigkeiten gelten. So stellt [ə] den häufigsten Vokal im Deutschen, aber den seltensten innerhalb von Rufnamen; hier dominieren in den Nebensilben Vollvokale wie [a] und [i]. Daher kann man Wörtern oft anhören, ob die EN oder APP sind. An Vollvokalen reiche, oft mit mehreren, eher offenen Silben sowie mit anderen Akzentmustern einhergehende Wörter markieren in aller Regel Onymizität. Doch handelt es sich hierbei um kein strenges Kriterium, da auch appellativische Fremdwörter solche Strukturen enthalten können.

Wichtiger sind Abweichungen von den phonotaktischen Regeln, die gerade in Familiennamen geduldet, doch nicht kultiviert werden. Es ist also grundsätzlich zu unterscheiden zwischen solchen Strukturen, die - aus welchen Gründen auch immer - „passiv“ entstehen und beibehalten werden und solchen, die produktiv eingesetzt werden, um „aktiv“ EN zu markieren. Dennoch sind beide Entstehungswege wichtig, auch die passive Akkumulation von Abweichungen. Phonotaktische Abweichungen resultieren meist aus Entlehnungen aus anderen Sprachen oder - vor allem im Deutschen - aus Dialekten, in denen aufgrund stärkerer Synkopewirkung andere, oft komplexere phonotaktische Verbindungen entstehen.

Bei allen diesen drei phonischen Abweichungen handelt es sich um ökonomische, d. h. keinen materiellen Mehraufwand erfordernde Verfahren (sieht man von der schwierigeren Artikulierbarkeit von Fremdphonen ab), die jedoch nicht systematisch und produktiv genutzt werden. Dabei wären solche Strategien durchaus denkbar und sicher auch belegbar. So werden im Hausa (einer tschadischen Sprache) Anthroponyme systematisch aus APP gewonnen, indem deren langer Auslautvokal gekürzt wird: *azùmí* (APP: 'Fastenmonat') → *Azùmi* (EN); *angò* (APP: 'Bräutigam') → *Angò* (EN); *màsooro* (APP: 'Pfefferkörnchen') → *Màsooro* (EN). Gemäß Lehmann (1995, 56) gehen die langen Finalvokale der APP auf die (weit vorangeschrittene) Grammatikalisierung des einstigen Definitartikels zurück. Hier handelt es sich um subtraktive Prozesse, da der EN die kürzere Form bildet. Auch im Deutschen gibt es aus gekürzten APP bestehende Familiennamen (*Hess, Böhm, Becke*), doch liegt dem keine Regel (wie im Hausa) zugrunde. Insgesamt häufiger sind modifikatorische und additive Verfahren.

1.3. Graphie

(9)	EN-Großschreibung	gilt für viele Sprachen
(10)	Fremd- bzw. periphere Grapheme, Fremddiakritika	Deutsch: <c> → [k]: <Craemer>; <ay/ey> → [ai]: <Mayer>; <y> → [y(:)]/[i(:)]: <Schnyder>
(11)	andere Graphemfrequenzen: viele Grapheme kommen in FamN häufiger/ seltener vor als in APP	Deutsch: häufigstes Anlautgraphem von APP: <S, K, A, B>; von FamN: <S, B, K, H>; von RufN: <A, M, H, S>
(12)	Heterographien: andere PGK-Regeln (Schreibung)	<Stoiber>, <Becker>, <Meurer>
(13)	Heterophonie: andere GPK-Regeln (Lautung)	Deutsch: <Schmid> → [ʃmɪt]; <Hofmann> → [ˈhɔfman]; <Schnyder> → [ˈʃniːdɐ]; <Voigt> [fo:kt]; Buer [bu:ɐ];
(14)	Graphotaktik: nicht orthographiekonforme Graphemkombinationen; andere PGK-Regeln (Schreibregeln)	Deutsch: <Schmidt>, <Schaefer>, <Köpcke>, <Wolff>, <Schrempf>
(15)	Syngrapheme	Deutsch: Apostrophschreibung vor Genitiv- <s>: <Elke's Hairshop>; vermehrte Bindestrichschreibung

Die graphische Ebene erweist sich in vielen Sprachen als stark genutztes Medium zur Onymizitätsanzeige, vermutlich deshalb, weil hier ein direkter Zugriff, eine leichtere Gestaltungsmöglichkeit durch die Sprachbenutzer gegeben ist.

Ein weit verbreitetes Verfahren besteht in der Großschreibung von EN, die umso mehr ins Gewicht fällt, je weniger die restlichen Substantivklassen von der Großschreibung betroffen sind (wie im Englischen, Schwedischen etc.). Satzanfangsgroßschreibungen kennen die meisten modernen phonographisch verschrifteten Sprachen, weshalb es in dieser Position zu Ambiguitäten kommen kann (zu Näherem s. Harweg 1999, 195-220, ferner Nerijs 1995). Im Deutschen mit seiner Substantivgroßschreibung kommt bei syntagmatischen EN immerhin die Großschreibung der Adjektive hinzu (*das Tote Meer*), doch sind davon neuerdings auch Fachtermini betroffen (*das Fleißige Lieschen*). Zur Sonderstellung des Deutschen schreibt Harweg (1999):

„Daß die Großschreibung in einer Sprache, deren Alphabet den Unterschied zwischen Groß- und Kleinschreibung kennt, nicht - oder nur punktuell - zur Kennzeichnung von Eigennamen verwendet wird, ist heutzutage weltweit eine absolute Ausnahme und, soweit ich sehe, auf das Deutsche beschränkt. Alle anderen Sprachen, die eins jener Groß- und Kleinbuchstaben unterscheidenden Alphabete verwenden, verwenden die Großbuchstaben heutzutage, außer zur Kennzeichnung der Satzanfänge, zur Kennzeichnung der Eigennamen, und zu diesen anderen Sprachen

gehören sehr viele, ja die meisten aller heutzutage überhaupt geschriebenen Sprachen“ (204).

Möglicherweise setzt das Deutsche genau wegen dieser mangelnden Kontrastwirkung der EN-Großschreibung so stark auf andere graphische Abweichungen.

Im Englischen werden sogar deonymische Adjektive groß geschrieben, im Deutschen seltener, vor allem seit der Orthographiereform (*goethesche Gedichte, freudsche Schriften*). Diachron lässt sich für das Deutsche feststellen, dass EN lange vor den anderen Substantiven groß geschrieben wurden. Großschreibung gilt gegenüber der Kleinschreibung als formal markiert (merkmalhaft) und zeigt den Lesern die propriae Sonderlesart und -referenz an. In der Großschreibung scheint in einigen Sprachen (wie dem Deutschen) die einzige wirkliche Vorschrift zur Schreibung von EN vorzuliegen. Ansonsten gilt gerade ihre Unabhängigkeit von der Orthographie, was einige der folgenden Phänomene bewirkt.

Fremdgrapheme und Fremddiakritika werden zwar meist im Laufe der Zeit beseitigt bzw. ersetzt (s. die polnischen Familiennamen im Deutschen), doch werden bei EN häufig periphere, wenig genutzte Grapheme geduldet oder sogar zu ihrer Markierung genutzt: So ist das Graphem <c> → [k] in deutschen EN frequenter als in APP: *Craemer, Campe, Carstensen, Clement, Corinna, Jacobi*; gleiches gilt für <y> (*Meyer, Mayer, Schnyder*). Den Graphemverteilungen in deutschen APP, Ruf- und Familiennamen ist jüngst Klosa (2002) nachgegangen, die beträchtliche Abweichungen bzgl. der An- und Auslautgrapheme konstatiert.⁶ Zu Beispielen bzgl. der Anlaute siehe Verfahren Nr. 11 in der Tabelle oben. Das im appellativischen Anlaut periphere Graphem <C> ist bei den Rufnamen (innerhalb dieser drei Gruppen) am häufigsten belegt (wenngleich insgesamt immer noch selten), ebenso <X> und <Y>, gefolgt von den Familiennamen. Dabei weichen die Rufnamen insgesamt am stärksten von den appellativischen Graphemfrequenzen ab, die Familiennamen besetzen eine Zwischenposition (zu Näherem Klosa 2002).

Das Deutsche ist dafür bekannt, relativ eindeutige Lese- (Graphem-Phonem-Korrespondenzen), aber mehrfache Schreibregeln (Phonem-Graphem-Korrespondenzen) zu besitzen (auch wenn diese im Einzelnen festgelegt sind); so kann das Phonem [i:] theoretisch vier- bzw. sechsfach verschriftet werden: <i> (*Bibel, Lied*), <ie> (*Lied*), <ieh> (*sieht*), <ih> (*ibr*), peripher auch <ea> (*leader*) und <ee> (*queen*). Vor diesem Hintergrund erstaunt es wenig, dass bei der EN-Schreibung die Phonem-Graphem-Korrespondenzen noch stärker strapaziert werden, vgl. etwa <Stoiber>, was die Zuordnung [oi] → <eu,

6 In der Regel korrelieren mit diesen graphischen Verteilungen auch abweichende phonologische Distributionen, doch wurden diese bisher nicht gesondert untersucht (s. Verfahren Nr. 6).

äu> um <oi> erweitert. Solche Abweichungen sind außerordentlich häufig - so häufig, dass man, wenn man sich namentlich vorstellt, die Sonderschreibung oft gleich mitnennt.⁷ Debus (1980) stellt bei einem Durchgang durch das Kieler Telefonbuch von 1978/79 fest, dass nicht eine einzige dem APP <Schmid> entsprechende Schreibung vorkommt, dafür 745 Einträge <Schmidt>, 36 <Schmitt> und 20 <Schmid>. Bemerkenswerter, wenngleich - zumindest im Deutschen, weniger im Englischen - seltener sind die Beispiele von Heterophonie: So schließt die Aussprache von <Schmid> neben langem auch durchaus kurzes [ɪ] ein; <Hofmann> wird sogar häufiger mit kurzem [ɔ] artikuliert, <Voigt> und <Buer> werden nicht diphthongisch realisiert (alte Dehnungsbezeichnungen).

Schließlich ist die Graphotaktik als „Graphemsyntax“ gesondert zu erwähnen (man könnte sie auch unter die orthographische Abweichungen unter Nr. 12 subsumieren), da es oft nur die reine, normabweichende Kombinatorik ist, die zur EN-Markierung genutzt wird: So finden sich in EN gehäuft <dt>-Schreibungen (*Schmidt*), statt des Umlautremas erfolgt <e>-Nachstellung (*Mueller, Schaefer*), <ck>-Schreibungen und weitere graphische Konsonantengeminaten können auf andere Konsonantgrapheme folgen (*Bismarck, Wolff*) - ganz abgesehen von denjenigen graphotaktischen Abweichungen, die ihrem phonotaktischen Korrelat folgen (*Gsell, Mnich*; s. Verfahren Nr. 7; zu <ay/ey> etc. siehe oben).

Inwieweit Apostrophe bzw. generell Syngrapheme für EN typisch sind, wäre genauer zu untersuchen.⁸ Was das Deutsche betrifft, so sind hier die häufigen Apostrophschreibungen vor dem Genitiv-*s* zu nennen, die lange von der Sprachkritik als angelsächsische Attitüde gerügt und durch die Orthographiereform mittlerweile sanktioniert wurden: „Der Apostroph kann gelegentlich gebraucht werden, um die Grundform eines Personennamens von der Genitivendung -*s* abzuheben. Man kann also schreiben: *Rudis Grillstube* oder *Rudi's Grillstube*, *Königs Videothek* oder *König's Videothek*“ (Die neue Rechtschreibung). Der Grund dafür wird angedeutet: Markierung der Grundform, Grenzzeichen vor Endungen (Gallmann 1985, 269, Gallmann 1989, 195/106).⁹ Durch das Grenzsignal zwischen onymischem und nichtonymischem Material wird der EN graphisch konstant und damit unmittelbar als Etikett erkennbar gehalten. Flexionselemente könnten die graphische Stabilität beeinträchtigen und werden als flexivisches Zusatzmaterial abgetrennt. Dass genau dem diese Funktion (und

7 Graphische Abweichungen werden bei EN geradezu erwartet: Wie mir eine Mainzer Studentin namens *Schwarzmann* berichtete, muss sie oft betonen, dass sie sich gerade nicht mit <tz> schreibt.

8 Harweg (1999: 198/199) nennt für das Japanische, Chinesische und Koreanische mittelzeitliche Punkte zur Markierung mehrgliedriger außerostasiatischer Personennamen und für das Altägyptische sog. Kartuschen, d. h. ovale Einkreisungen von Königsnamen.

9 Im Fall von *König's* wird außerdem die potentielle Verwechselbarkeit mit dem homonymen Appellativ verhindert.

weniger ein angelsächsischer Einfluss) zugrundeliegt, demonstrieren die APP, deren Flexive ohne Syngpheme angefügt werden. Die Tatsache, dass es bei Kurzwörtern wie *Info* oder *Zoo* gelegentlich zu hyperkorrekten Apostrophsetzungen vor dem Plural-*s* kommt, resultiert vermutlich aus deren onymischer Gestalt (auf Vollvokal endend).

Gallmann (1989) erwähnt die vermehrte Bindestrichsetzung bei EN enthaltenden Komposita sowie die Tendenz, bei reinen Eigennamenkomposita nur Spatien zwischen die onymischen Glieder zu setzen:

„Bei Eigennamen, vor allem bei Personennamen, werden interessanterweise aus pragmatischen Gründen erhöhte Anforderungen an die Schemakonstanz gestellt. Die Konstanzhaltung wird nicht nur bei der Buchstabenkette angestrebt, sondern auch bei der Segmentierung (am Anfang und am Ende von einfachen Eigennamen; bei mehrteiligen Eigennamen auch zwischen den Eigennameteilen) [...]. Ermöglicht wird dies durch die Schreibung mit Bindestrich: <die Gorbatschow-Rede>, <die Gorbatschow-feindlichen Kader>, <das Konrad-Escher-Denkmal>, [...] <der San-Bernardino-Tunnel> [...]. Viele Schreiber gehen allerdings so weit, daß sie zugunsten der Schemakonstanz zwischen den zu Wortteilen gewordenen Eigennameteilen den Wortzwischenraum setzen: <das Konrad Escher-Denkmal>, <der San Bernardino-Tunnel>“ (100).

1.4. Morphonologie

(16)	Umlautblockaden: Bsp.: kein morph. Pluralumlaut Bsp.: kein Diminutivumlaut	Deutsch: FamN <i>Koch-s</i> vs. APP <i>Köche</i> ; FamN <i>Wolfs</i> vs. APP <i>Wölfe</i> Deutsch: <i>Paulchen</i> , <i>Hannchen</i> , <i>Susannchen</i> , <i>Kurtchen</i> , <i>Karlchen</i>
(17)	Stufenwechsel (Pl.) öfter blockiert	Estnisch: Sg.: <i>mägi</i> (APP ‚Berg‘) bzw. <i>Mägi</i> (FamN) → Pl.: <i>mäed</i> (APP ‚Berge‘) vs. <i>Mägid</i> (FamN);
(18)	Umlaute innerhalb von EN-Komposita, Assimilierung / Beseitigung interner morph. Grenzen, evt. syll. Grenzziehungen	Deutsch: {Gott}.{fried} > {Gö.pfert}

Der Morphonologie wird ein eigener Abschnitt eingeräumt, da hier besonders auffällige, übereinzelsprachliche Beobachtungen zu machen sind. Es geht dabei um modifikatorische Morphologie, die am Wortkörper selbst Alternationen bewirkt, entweder mit oder ohne zusätzliche Affixe. Dabei zeigt sich, dass interne Morphologie bei EN tendenziell unterdrückt wird. Auch in flektieren-

den Sprachen tendiert die Flexions- und Derivationsmorphologie zu agglutinierenden Strukturen. Die folgenden Beispiele verdeutlichen dies:

Der Pluralumlaut - ob mit oder ohne weitere Suffixe - bildet im Deutschen eine häufige, längst morphologisierte und immer noch leicht produktive Pluralisierungsstrategie, von der mit APP homophone EN vollkommen ausgeschlossen sind. Hier gilt das uniforme Suffix *-s* (im 19. Jhd. dagegen noch *-e*; siehe Fußnote 10): *Koch* → *Köche* (APP) vs. *Kochs* (EN); *Mann* → *Männer* (APP) vs. *Manns* (EN).¹⁰ Gleiches betrifft, zumindest im gegenwärtigen Deutschen, den bei APP noch produktiven Diminutivumlaut (*Romänchen, Histörchen*): *Maul* → *Mäulchen* vs. *Paul* → *Paulchen*; *Kanne* → *Kännchen* vs. *Hanne* → *Hannchen*, des weiteren *Kurtchen, Karlehen*, als EN auch *Muttchen* (vs. *Mütterchen*). Nur eine ältere Schicht an Rufnamen¹¹ weist noch Umlautreste auf: *Hänschen / Hänsel, Kläuschen, Bärbel, Ännchen*. Auf graphischer Ebene korrespondiert dies manchmal mit Umlautunterdrückung bei <ä> → <e> und <äu> → <eu>: *Becker, Kremer, Meurer, Breuer*. Das graphische Prinzip der Morphemkonstanz erweist sich bei den bedeutungsfreien EN als obsolet.

Dort, wo der Umlaut keine morphologische Funktion erfüllt, ist er jedoch durchaus möglich, selbst in solchen Fällen, in denen er in der Appellativik blockiert wäre. So tritt er manchmal innerhalb dithematischer Rufnamenkomposita, heute meist zu Familiennamen erstarrt, auf, während er innerhalb appellativischer Komposita nie ausgelöst wurde. Bsp.: *Gottfried* > *Göpfert / Göppert, Landfrid* > *Lempfert*. Da die Semantik der Kompositionsbestandteile ausgeblendet ist, können assimilatorische Artikulationserleichterungen greifen, die die Integrität der Glieder beeinträchtigen: Morphologische Mehrgliedrigkeit erweist sich bei den rein identifizierenden EN prinzipiell als afunktional (s. aber die schwed. Familiennamen unten), weshalb über die Umlautungen hinaus die Junktoren zwischen Teilen gelöscht werden, die Laute homorganer und das Wort tendenziell kürzer wird. In einem weiteren Schritt können sich silbische statt morphologisch motivierte Binnenstrukturen etablieren: {Gott}.{fried} > {Gö.pfert}. Umgekehrt zeichnen sich EN-Komposita durch ein deutlich geringeres Vorkommen an Fugenelementen (v. a. *-s-*) aus, deren Funktion in der Grenzmarkierung, der Binnenstrukturierung und damit einer Dekodieranleitung für den Hörer besteht. Dies fällt v. a. bei Straßennamen auf: *Bahnhofstraße,*

10 Vgl. auch frz. *le cheval - les chevaux*: [ʃə'val - ʃə'vo] (APP: ‚Pferd - Pferde‘) vs. *Cheval - les Cheval* (FamN), beide [ʃə'val]; Kalverkämper (1978, 169) spricht hier von "morphologische[r] Invariabilität" von Propria. - Bauer (1827, II) trifft beim Pluralumlaut in Personennamen eine interessante Unterscheidung zwischen Ruf- und Familiennamen: "Eine andere vorläufige Bemerkung ist es, daß die Eigennamen als solche in ihrer Biegung nie den Umlaut annehmen dürfen. Wenn also Leute Bach, Fuchs, Sturm und Wolf heißen, so ist der Plural dieser Wörter Bache, Fuchse, Sturme und Wolfe [sic] [...], obgleich diese Wörter alle als Appellativen den Umlaut bekommen. Die einzige Ausnahme ist der Vor- oder Taufnamen Hans, Mehrheit Hänse, aber auch nur als Taufnamen; führt eine Familie den Geschlechtsnamen [...] Hans, so heißen mehrere Glieder derselben Hanse" (258).

11 Vgl. Bauer 1827, II, 258.

Ludwigstraße, Königstraße. In großem Umfang lässt sich die Eliminierung morphologischer Markierungen ab dem Zeitpunkt beobachten, als das germanische Prinzip der dithematischen, anfänglich (vermutlich bis zum 4. Jhd.) programmatischen (und damit semantisch motivierten) Rufnamen erlosch, d. h. diese Namen sich von der (sich ihrerseits verändernden) Appellativik abkoppelten. Zunächst erfolgte eine Mechanisierung der Kombinatorik (etwa zur Anzeige genealogischer Verhältnisse oder aus ästhetischen Gründen), was zu einer beträchtlichen Erweiterung des Inventars führte (geringere Selektionsbeschränkungen), bis schließlich das Kombinationsprinzip gänzlich versiegte. Als Folge sind Reduktionen vielerlei Art zu beschreiben, die keine Rücksicht auf die einstige Zweigliedrigkeit nahmen: *Wolfgang* > *Wolff*; *Herbert* > *Bert*; *Bernbard* > *Bernd*; *Heinrich* > *Heiner* etc. Manchmal kam es zu Kürzungen, die das Wirken syllabischer Prinzipien verraten: *Told(o)* < *Bert(h)old*, *Nard-o* < *Egin(h)ard*, auch *Hu. bert* < *Hug. bert*. Bei Toponymen auf *-berg* und *-burg* (auch *-bach*, *-beck* etc.) fällt auf (was einmal statistisch zu überprüfen wäre), dass diesen bilabial anlautenden Letztgliedern besonders häufig ein *-m-* vorangeht, das meist auf regressiv labialisiertes *-(e)n* zurückgeht: *Homburg* < *zur hohen burg*, *Scharmbeck* < *Scharnebeck*, *Limbach* < *Lintbach*, *Limburg* < *Lintburg*, *Hambach* < *Hanebach*, *Bambach* < *Banebach*. Auch dies deutet die Auflösung morphologischer Strukturen an.

Als übergreifende morphologische (und graphische) Tendenz ist festzuhalten: EN blockieren interne grammatische Modifikationen, vermutlich um ihre formale Integrität und Stabilität zu wahren und damit ihre unmittelbare Wiedererkennbarkeit zu gewährleisten. Auch das Estnische bestätigt dies, indem der (intern wirkende) Stufenwechsel im Plural bestimmter EN blockiert sein kann:

Sg.: *mägi* (APP ‚Berg‘) bzw. *Mägi* (FamN) → Pl.: *mäed* (APP ‚Berge‘) vs. *Mägid* (FamN);
 Sg.: *pöder* (APP ‚Elch‘) bzw. *Pöder* (FamN) → Pl.: *põdrad* (APP ‚Elche‘) vs. *Pöderid* (FamN);

Schließlich weisen auch die folgenden Ebenen darauf hin, dass Invarianz, da ikonisch den Etikettencharakter von EN widerspiegelnd, ein onymisches Ideal zu sein scheint (s. 3.2).

1.5. Flexion

Bei der Flexion handelt es sich meist um nicht onymische grammatische Informationen, die in spezifischer Weise an EN realisiert werden können und genau dadurch an der Anzeige von Onymizität mitwirken (implizite Anzeige). Im Extremfall wäre ein Satz onymischer Sonderflexive denkbar (z. B. ein anderes Inventar an Numerus- oder Kasusmorphemen). Das Deutsche hat bei der onymischen Flexion auf mehreren Ebenen eine Art „Sparflexion“ ausgebildet:

Es werden weniger Kategorien als bei den APP realisiert, Allomorphie wird unterdrückt, wobei die uniformen Morphe Teil der appellativischen Flexionsallomorphie sind, und innerhalb der NP findet bei Onymen ein besonders sparsamer Gebrauch an Kategorienmarkierungen statt (weniger Kongruenz, sog. Monoflexion). Dabei hat weder die appellativische Flexion als Norm noch die onymische Flexion als defizitär zu gelten.

(19)	weniger Allomorphie (mehr Uniformität)	Deutsch: Genitiv: -s; Plural: -s
(20)	weniger Flexionsklassen	Deutsch: alle Personennamen stark
(21)	weniger Kategorienmarkierungen	Deutsch: keine onymische Dat.- und Akk.-Flexion
(22)	Monoflexion	Deutsch: <i>die Leiden des jungen Werther(s)</i>
(23)	Genus: semantisch / referentiell motivierte Genera	Deutsch: Städtenamen: Neutra, Schiffe + Motorräder: Feminina; Autos: Maskulina
(24)	Numerus: Tendenz zum Sg.	Schwedisch: <i>Nederländerna</i> (Pl.) → Sg.-Kongruenz
(25)	Sonderflexionsklasse für EN	Zulu: Klasse 1a Fidschi: Voranstellung von <i>na</i>
(26)	Subtraktive Flexion	Kinyarwanda: Tilgung des Präpräfixes

So hat das Genitivflexiv -s bei deutschen Onymen nicht das bei den APP z. T. obligatorische (meist prosodisch und phonotaktisch determinierte), z. T. fakultative silbische *es*-Allomorph neben sich:

APP

des Kindes
des Kopfes
des Landes
des Busches

EN

Süskinds Buch
Zipfs Gesetz
des vereinten Deutschlands
Wilhelm Buschs Gedichte

Nach [s] ist das silbische Allomorph *-es* (*Schatz^{es}*) in der Appellativik obligatorisch, während hier bei EN Null steht (graphisch mit finalem Apostroph): *Frau Marx' Bücher* (Gallmann 1985, 262). Als veraltet gilt gemäß der Duden-Grammatik (1998, §413) das Allomorph *-ens*: *Marxens Werke, Hansens Widerstreben*. Zwar sind onymische Flexive oft an Allomorphen arm, doch dürfte der Grund für die Unterdrückung dieser silbischen Variante (ebenso wie von **-es*) darin liegen, dass sie die Silbenstruktur des onymischen Körpers und damit die phonologisch-syllabische Integrität verletzen könnte. Auslautendes -s hingegen verändert weder die Silbenzahl noch interne Silbengrenzen noch den onymischen Auslautkonsonanten. Ein Beispiel: Würde *Süskind* ['zy:s.kɪnt] um *-es* zu ['zy:s.kɪn.dəs] erweitert, hätte dies drei Konsequenzen: Erweiterung von zwei auf drei Silben, Silbengrenzverlegung, Aufhebung der Auslautneutralisierung.

Süskinds ['zy:s.kɪnts] aber verhindert all diese Konsequenzen, abgesehen von der etwas komplexeren Coda. Das Suffix *-ens* hätte ähnliche Folgen, was seinen Rückzug motivieren könnte. Eher wird auf die Genitivmarkierung verzichtet (*Marx' Werk, Hans' Buch*). Damit steht das uniforme Genitiv-*s* nicht nur im Dienst der (natürlichen) Morphologie, sondern der phonologischen Stabilität.

Uniformität besteht des Weiteren darin, dass das Genitiv-*s* - im Gegensatz zur Appellativik - auch bei Feminina stehen kann, z. B. bei allen Frauennamen, sofern nicht auf *-s* auslautend (*Marias, Susannes, Ruths*). Die bei den APP genusgesteuerte Allomorphie ist hier aufgehoben (Steche 1927:142). Die schwache Flexion wurde vollkommen abgebaut, von Relikten wie den Komposita *Marienbild, Katharinenkirche*, Patronymen wie *Ottensen* und Toponymen wie *St. Georgen* abgesehen. Damit hat sich diachron die starke Einheitsflexion durchgesetzt bzw. wurden die EN aus dem sonst geltenden Flexionsklassengefüge entfernt. Paul (1917, II, §108) zufolge kam bei Rufnamen das schwache Genitivflexiv *-en* bis zum 17. Jhd. vor. Bei Familiennamen auf *-e* herrschte dagegen lange Zeit *-ens* vor (*Goethens, Fichtens*, aber auch *Faustens, Karlens*). Die Feminina übernahmen dabei nach und nach die (schwache, später die starke) Flexion der Maskulina. Die bei den schwachen Personennamen beider Genera geltenden Dativ- und Akkusativ Sg.-Flexive *-en* (*Karlen, Amalien*) beginnen ab dem 17. Jhd., „als vulgär zu gelten“ (Paul 1917, II, §111; zu Ähnlichem s. auch Bauer 1927, II, 265-284).¹²

Strikte Uniformität (aber Homophonie zum Genitivflexiv) besteht auch beim Plural-*s* (s. o.). Nur bei Familiennamen auf [s] folgt im Plural *-ens* (*die Marxens, Schulzens*). Allenfalls bei auf *-er* endenden Personennamen kann der Plural fehlen (*alle Peter in der Klasse*), wobei diese Endungslosigkeit auf andere Namen übergreifen scheint (*die Brüder Grimm, die beiden Schlegel, die Münchhausen*; Duden-GR 1998, §414.2; zu Ausnahmen s. ebd.).¹³ Die wenigen Flexive, von denen EN also Gebrauch machen, sind auch noch homophon (Grund dürften die oben genannten Vorzüge des auslautenden *-s* sein). Beim onymischen Plural-*s* kann durchaus von einer Art Sonderflexiv gesprochen werden, da das appellativische *-s* zu den peripheren Pluralallomorphen gehört, indem es v. a. Kurzwörtern, die auf Vollvokal enden, eignet.¹⁴ Gleiches gilt noch stärker für das Schwedische und Norwegische, wo das appellativische *-s* noch peripherer ist.

12 In der Literatur wird immer wieder hervorgehoben, dass Anthroponyme eher innovative und Toponyme eher konservative Flexionseigenschaften haben (Kalverkämper 1978, 165 ff.).

13 Im Französischen unterbleibt bei allen EN das (graphische) Plural-*s* (*les Petit, les Mitterand*).

14 Wie stark onymisierend das Plural-*s* wirkt, zeigt folgende Überschrift aus einer Regionalzeitung: „Nachwuchs bei Nashorns“ (mit Bild darunter). - Zur Herkunft dieses onymischen Pluralmarkers besteht die Hypothese, es handle sich um ein reanalysiertes Gen.Sg.-*s*: *zu des Müllers Haus* > *zu Müllers* > *die Müllers*. Damit hätte es diachron nichts mit dem appellativischen Plural-*s* zu tun (Steche 1927:148/9). Auch Enger (2005:1438) leitet das onymische Plural-*s* im Schwedischen und Norwegischen aus solchen Genitivkonstruktionen ab.

Was die sonstige Kasusflexion betrifft, so sind die EN auch hier von besonderer flexivischer „Armut“ betroffen. Während bei den APP - gerade bei Bezeichnungen männlicher Lebewesen - noch (stabile) Reste der Dativ- und Akkusativdeklinaton vorhanden sind, sind sie bei den Personennamen längst abgebaut. Von einer onymischen Kasusflexion kann im Deutschen kaum die Rede sein.¹⁵

Flexivische „Armut“ liegt schließlich in Gestalt der sog. Monoflexion vor, d. h. der in einer onymischen NP tendenziell nur einmal erfolgenden Genitivanzeige: *Bundeskanzler Gerhard Schröders Reise; die Reise Bundeskanzler Gerhard Schröders; die Reise des Bundeskanzlers Gerhard Schröder; früher: die Leiden des jungen Werthers - heute: die Leiden des jungen Werther* (vs. *die Leiden des jungen Mannes*) - *die Leiden Werthers / Werthers Leiden*. Substandardsprachlich geht dieser Prozess weiter: *die Abgründe des Direktor Bernotas* (Bsp. aus Duden-GR 1998, §417). Derzeit lässt sich bei fremden Toponymen wie *Iran, Irak* die zunehmende Auslassung des Genitiv-*s* verfolgen, sofern der Artikel, der seinerseits schwankt, dabei steht; andernfalls wird der Name flektiert: *die Geschichte des Irak*, aber *Iraks Geschichte / die Geschichte Iraks* (Duden-GR 1998, §422).¹⁶ Allerdings darf der Genitiv nicht unmarkiert bleiben, weshalb feminine Länder- und Gebietsnamen (ebenso pluralische) einen festen Artikel mit sich führen (*die Geschichte der Schweiz / der Niederlande*). Weibliche Personennamen, die keinen Artikel mit sich führen, haben daher das Genitiv-*s* der Maskulina und Neutra übernommen; stehen sie aber (wie umgangssprachlich möglich) mit Artikel, entfällt das Genitiv-*s*: *Marias Erlebnis / das Erlebnis Marias* - aber: *das Erlebnis der Maria* (Thieroff 2000).

Mehr als in der Lexik, wo die Genuszuweisung zumindest auf semantischer Basis hochgradig arbiträr ist (sieht man von den bekannten Kleingruppen wie den Windrichtungen, Metallen etc. ab), scheint bei den EN Transparenz vorzuliegen: Im Deutschen sind Motorrad- und Schiffsnamen Feminina, Städte- und Ländernamen Neutra (mit wenigen Ausnahmen wie *die Schweiz*) und Autonomien und Berge Maskulina (auch hier mit Ausnahmen). Bei den Städtenamen scheint dabei ein Genuswandel von den Feminina zu den Neutra stattgefunden zu haben (Paul 1917, II, §117, Anm.1): *die edle Bern* (Schiller), heute: *das edle Bern*. Debus (1980, 193) begründet diesen Wechsel mit „Analogie zu den sehr häufigen EN auf *-dorf, -heim, -tal* mit ihrer neutralen appellativ. Basis“.¹⁷

15 Ob EN, falls sie flexivisch von den APP abweichen, dies in reduktiver (und allomorphärmerer) Weise tun, wäre einmal systematisch zu überprüfen. Gisela Wahl, Liepāja, verdanke ich den Hinweis, dass wenn Lettinnen ihren an sich weiblichen Natur-Familiennamen maskulinisieren (mit der Nom.Mask.Sg.-Endung *-s*), dieser ansonsten vollkommen unflektiert bleibt.

16 Zum derzeit rückläufigen Artikelgebrauch bei maskulinen Ländernamen s. Thieroff (2000).

17 Zum Verhältnis von Genus und Artikelgebrauch bei Ländernamen und den gegenwärtigen Umbrüchen s. Fuhrhop (1996) und Thieroff (2000). Zu den Genuszuweisungsregeln bei schwedischen EN s. SAG (1999, II, 137-141).

Was den Numerus betrifft, so lässt sich im Schwedischen - trotz an sich regulärer Pluralsuffixe - bei solchen EN, deren Referenzobjekt nicht (mehr) als Vielheit empfunden wird, Singularkongruenz des Prädikativs feststellen (SAG 1999, II, 141). Solche lexikalisierten Pluralsuffixe gelten für *Nederländerna* ‚die Niederlande‘, *Dalarna* ‚Dalarna‘, wörtl.: ‚die Täler‘, *Förenta statena* ‚die Vereinigten Staaten‘ und *Förenta nationerna* ‚die Vereinten Nationen‘.

Ein Blick in andere Sprachen zeigt, dass Flexion auch gezielt und ausschließlich zur EN-Markierung eingesetzt werden kann (explizite Anzeige). In der Klassensprache Zulu, einer Bantusprache, gehören alle EN der Klasse 1a an. Sowohl APP anderer Klassen, Adverbien, Adjektive, Verben, ja sogar Pronomen, Interjektionen und ganze Phrasen können durch Überführung in diese Klasse onymisiert werden: *isipho* (APP, Kl. 7) ‚Geschenk‘ → *uSipho* (PersN); *amandla* (Abstraktum, Kl. 6) ‚Strenge‘ → *uMandla* (PersN); *ekuseni* (Adv.) ‚am Morgen‘ → *uKuseni* (PersN); *-themba* (Verb) ‚hoffen‘ → *uThemba* (PersN) (hierzu ausführlich Koopman 1979a/b, 1989, Duke 2005; man beachte die Binnengroßschreibung nach dem Klassifikator). Unter dieses Prinzip fällt auch die eingangs genannte Voranstellung der onymischen Partikel *na* im Fidschi. Inwieweit es sich dabei um ein morphologisches oder um ein syntaktisches Verfahren handelt, kann hier nicht entschieden werden.

Subtraktive Flexion kennzeichnet dagegen im Kinyarwanda, einer Bantusprache in Ruanda, den EN-Status: APP setzen sich üblicherweise aus einem Stamm, einem Präfix und einem Präpräfix zusammen. EN werden in der Regel durch die Tilgung des Präpräfixes gebildet (beim 1. Bsp. mit Segmentierungen): *u-mu-huungu* ‚Junge‘ → *Mu-huungu* (EN); *amabye* ‚Steine‘ → *Mabye* (EN) (s. Kuhn / Serzisko 1982: 291)

1.6. Derivation

(27)	spezifische deonymische Adj.-Suffixe	Deutsch: <i>Freud'sche Fehlleistung; das Müller'sche Grundstück</i>
(28)	onymische Derivationsaffixe	Polnisch: <i>Kowalski</i> Lettisch: Familiennamendiminution (<i>Liepīna</i>) Schwed.: <i>Lindson</i> Deutsch (Ansätze): <i>-ert</i> in <i>Kellert</i>

Das Deutsche kennt Adjektivsuffixe, die speziell EN, genauer: Familiennamen, ableiten („deonymische Adjektivbildungen“ nach Fleischer / Barz 1992): „Bei anthroponymischer Basis (und zwar nur Familiennamen; Rufnamen sind nahezu völlig inaktiv [...]) ist eine Tendenz zur Verwendung von *-sch* statt *-isch* erkennbar (*Grimmsche Märchen, Klopstock'sche Gedichte*) [...]“ (ebd., 239). Die neue Orthographie schreibt entweder Kleinschreibung vor oder Großschreibung mit

Apostroph: *goethesche* oder *Goethe'sche Werke*. Weitere Beispiele (hier mit Großschreibung): *ein Freud'scher Versprecher, das Müller'sche Grundstück, der Kant'sche Imperativ, die Heine'schen Gedichte*. In seltenen Fällen ist *-isch* noch möglich, doch weist die Dominanz von unsilbischem *-sch(-)* (ebenso die Apostrophschreibung) wieder darauf hin, dass die Schemakonstanz des ENs gewahrt bleiben soll. Doch handelt es sich hierbei um Adjektive, deren onymische Basis markiert wird. - Weitere „transponierende Proprium-Signale“ (Kalverkämper 1978, 283) sind die Suffixe *-ien (Italien)* und *-ei (Türkei)* bei Ländernamen (zu Näherem ebd. und Fuhrhop 1998, Harnisch / Nübling 2004).

Prinzipiell davon zu unterscheiden sind spezifisch onymische Wortbildungssuffixe, die ausschließlich Onymizität markieren. So bietet das Polnische mit seinem extrem frequenten onymischen Suffix *-ska* (Frauen) bzw. *-ski* (Männer) ein kaum zu überbietendes Beispiel blühender onymischer Morphologie: Der zweithäufigste Name *Kowalska / Kowalski* setzt sich aus dem APP *kowal* 'Schmied' und diesem Suffix zusammen. Damit nutzt das Polnische APP und transponiert diese über ein explizites Suffigierungsverfahren in die Klasse der Propria, genauer: der Familiennamen. Mit nur einer Ausnahme arbeiten die 20 häufigsten polnischen Familiennamen mit onymischen Suffixen (eingehend hierzu Szczepaniak 2005). Zur Genese von *-ska / -ski*: Ursprünglich, etwa ab dem 14. Jhd., fungierten solche Namen als Beinamen des Adels, indem sie dessen Besitz anzeigten und immer ein Toponym zur Basis hatten: *Tarnów* → *Tarnowski / Tarnowska*. Später griff das Suffix auf Toponyme aus, die nicht mehr Besitz, sondern Herkunft der Person bezeichneten (*Kraków* → *Krakowski / Krakowska*); damit gelangten solche Namen in andere, nichtadlige Bevölkerungsschichten. Schließlich entwickelte es sich zum häufigsten der polnischen Familiennamensuffixe, indem es sich auch mit APP (*kowal* 'Schmied' → *Kowalski / Kowalska*, *wiśnia* 'Sauerkirsche' → *Wiśniowski / Wiśniowska*), mit Rufnamen (*Adam* → *Adamski / Adamska*) und sogar mit Adjektiven verband (*chuda* 'mager' → *Chudzynski / Chudzynska*). Dieses onymische Suffigierungsverfahren ist heute noch produktiv, d. h. in Polen kann man den Familiennamen wechseln und dabei solche Suffigierungstechniken anwenden.

Das lettische Familiennamensystem zeichnet sich bei der Bildung von Familiennamen durch die exzessive Nutzung von Diminutivsuffixen (*-iņ-* oder *-īt-*) aus. Typischerweise besteht ein solcher Familienname aus einer Naturbezeichnung: *kalns* (m.) 'Berg' → *Kalniņa* (bei Frauen) bzw. *Kalniņš* (bei Männern); *-a* bzw. *-s* zeigen das Genus an. Auch die nicht derivierte Grundform kann als Familienname genutzt werden (wobei das Genus dann dem Sexus des Trägers / der Trägerin folgt und der Name groß geschrieben wird), wie unten stehende Tabelle zeigt. Dabei gibt es, wie die Einklammerungen der Grundform anzeigen, einige Naturbezeichnungen (besonders häufig: Baumbezeichnungen), die nur in diminuerter Form als Familienname vorkommen, d. h. die Diminution entwickelt sich mehr und mehr zum Familiennamenindikator, insbesondere

bei solchen Naturbezeichnungen. Ansonsten ist die Diminution auch in der Appellativik ein häufig genutztes Wortbildungsverfahren.

Tabelle 1: Diminierte Naturbezeichnungen als prototypische lettische Familiennamen¹⁸

Appellativ	Bedeutung	FamN		Männlich	
		Grundform	Weiblich Diminutiv	Grundform	Diminutiv
kalns (m.)	‚Berg‘	(Kalna)	Kalniņa	(Kalns)	Kalniņš
liepa (f.)	‚Linde‘	Liepa	Liepiņa	Liepa	Liepiņš
bērzs (m.)	‚Birke‘	Bērza	Bērziņa	Bērzs	Bērziņš
ozols (m.)	‚Eiche‘	Ozola	Ozoliņa	Ozols	Ozoliņš
lapa (f.)	‚Blatt‘	(Lapa)	Lapiņa	Lapa	Lapiņš
zāle (f.)	‚Gras‘	(Zāle)	Zālite	(Zāle)	Zālitis
krasts (m.)	‚Ufer‘	(Krusta)	Krastiņa	(Krusts)	Krastiņš
kļava (f.)	‚Ahorn‘	Kļava	Kļaviņa	Kļava	Kļaviņš
zars (m.)	‚Zweig‘	(Zara)	Zariņa	(Zars)	Zariņš
krūms (m.)	‚Busch‘	Krūma	Krūmiņa	Krūms	Krūmiņš
putns (m.)	‚Vogel‘	(Putna)	Putniņa	(Putns)	Putniņš

* Diminutiv prinzipiell möglich, aber selten

In 2.1 wurden die schwedischen betonten Familiennamenausgänge *-ér*, *-in*, *-ell* etc. erwähnt. Diese (und andere) wurden mittlerweile zur Bildung neuer Familiennamen „freigegeben“, daneben auch die lateinischen Suffixe *-ius*, *-eus* (s. die Liste empfohlener onymischer Ableitungssuffixe in *Svenska efternamnsförslag* 1992, XVI). Auch werden seit 1964 „hybride“ Namen auf *-son* wie *Lindson* (appell. Basis), *Balson*, *Gyllenson* (opake Basis) empfohlen (von dem bei den traditionellen *son*-Namen üblichen Genitiv-*s* wird abgeraten, was den Suffixcharakter von *-son* unterstreicht). Damit wurden solche Suffixe aus sprachpolitischen Gründen produktiv gemacht, obwohl - oder gerade weil - 48 der 100 häufigsten Familiennamen auf *-son* enden und gemäß Schlyter (1999) 40% der schwedischen Bevölkerung einen solchen Namen tragen, allerdings mit einem männlichen Rufnamen als Erstglied. Von diesen wird heute abgeraten (zur Familiennamenpolitik und -praxis generell siehe Andersson 1979 / 80, Modeer 1989, Brylla 2002).

Für das Friesische beschreibt Hoekstra (1998)¹⁹ den Fall, dass der häufige Familiennamenausgang *-sma* (< Genitiv-*s* + *-ma* < *-manna* / *-monna* Gen.Pl. von ‚Mann‘; Basis: männlicher Rufname), z. B. *Reemtsma* (< *Rembert*), *Riemersma*, *Wieggersma*, *Wiersma*, *Jánsma* umgekehrt sogar zur Bildung pejorativer Personenbezeichnungen verwendet wird, indem es sich, als Suffix reanalysiert, an Adjekti-

18 Für alle Informationen zu den lettischen Familiennamen danke ich Iveta Linina-Moura und Gisela Wahl.

19 Für weitere Auskünfte zu diesem Übergreifen onymischer Suffixe auf die Appellativik danke ich Prof. Jarich Hoekstra, Universität Kiel.

ve mit unbetonter Endung heftet: *nwer* ‚komisch‘ → *nwersma* ‚komischer Typ‘, *unnoazel* ‚blöd‘ → *unnoazelsma* ‚Blödmann‘, *nijsgjürlich* ‚neugierig‘ → *nijsgjürichsma* ‚neugieriger Mensch‘, *mislík* ‚eklig‘ → *mislíksma* ‚Ekelpaket‘ (zu Näherem Hoekstra 1998, 105/106). Allerdings scheint *-sma* sich nicht zum produktiven Familiennamensuffix entwickelt zu haben, wie dies das Polnische und Lettische, auch das Schwedische kennen.

Nicht mehr zur Derivation im engeren Sinn zu rechnen sind heutige Familiennamen mit erstarrten älteren oder dialektalen Derivationsuffixen (*Schmidtke*, *Schmiedgen*, *Schiede(c)ke*, *Schmidle*), da diesen keine Produktivität mehr zukommt; dennoch haben sie Signalcharakter (Wimmer 1973; zu weiteren sog. „onomastischen Suffixen“ in Form erstarrter Diminutiva im Französischen s. Kalverkämper 1978: 288-293). Anders verhalten sich die onymischen Hypokoristika auf *-i*, die jedoch eine Zusatzinformation liefern. Interessanter sind die vielen deutschen Familiennamen auf *-ert* vom Typ *Wickert*, *Wallert*, *Burgert*, *Kellert*, von denen es in Deutschland insgesamt mehr als 5000 unterschiedliche gibt. Damit trägt jede/r 120. Bundesbürger/in einen solchen Namen. In Kohlheim (2000), in dem sich ein rückläufiges Verzeichnis der 20.000 häufigsten Familiennamen befindet, werden 343 Namen auf *-ert* ausgewiesen. Schlägt man ihre Herkunft nach, so gehen die meisten auf einen zweigliedrigen germanischen Rufnamen zurück, sehr oft auf *-hard* oder *-brecht* / *-bert* endend. Dieses Zweitglied (bzw. ein Teil davon) hat sich zu *-ert* entwickelt: *Eberhard* > *Ebert*, *Ewert*, *Evert*, *Burkhard* > *Burgert*, *Bockert*, *Brückert* etc.; *Albert* / *Albrecht* > *Albert*, *Olbert*, *Ulbert*, *Abert*, *Obert* etc. Auch Rufnamen auf *-fri(e)d* und andere befinden sich darunter (*Gottfri(e)d* > *Göppert*, *Göppert*, *Geppert*). Dieser große Grundstock an *ert*-Namen ist zur Vorlage sog. sekundärer *t*-Erweiterungen bei Namen geworden, die bereits *-* und diese sind äußerst zahlreich - auf *-er* geendet haben: *Gruber* > *Grubert*, *Schreiner* > *Schreinerert*, *Keller* > *Kellert*, *Bohner* > *Bohnert* (s. auch Kohlheim 2000, 224/5). Dass solche Reanalysen einen relativ großen Anteil ausmachen, ergeben die Auswertungen dieser 343 *ert*-Namen: Bei 114 (= 1/3) wird eine *t*-Erweiterung angenommen - entweder als einzige angeführte Erklärung (dies in 85 Fällen = 75%) oder als Alternative zu einer anderen Ableitung (dies in 29 Fällen = 25%). Doch hat sich dieser Keim eines onymischen Suffixes nicht weiter entwickelt und ausgebreitet. Das deutsche Familiennamensystem wurde vermutlich zu früh fixiert. Doch hätte *-(er)t* möglicherweise gute Chancen gehabt, zu einem echten onymischen Suffix zu werden, da es mit einfachsten Mitteln und minimalem materiellem Mehraufwand - einem auslautenden *-t*, das nicht einmal zu einer zusätzlichen Silbe führt - Abstand zur Appellativik schafft. Hier enden, wie rückläufige Wörterbücher ausweisen, nur verschwindend wenige APP auf *-ert*.

1.7. Komposition bzw. Morphotaktik

(29)	Erweiterung der Kombinatorik innerhalb von EN-Komposita	Schwedisch: zweigliedrige Naturnamen vom Typ <i>Bergdal, Dalberg, Sjökvist</i> „Seezweig“; Deutsch: germ. RufN im Mittelalter
(30)	Buchstaben als Zwischen- namen	USA: Initialen als "middle names": <i>John F. Kennedy</i>

Das Schwedische liefert ein Paradebeispiel dafür, wie ohne zusätzliche Mittel die reine Kombinatorik, die Morphotaktik innerhalb von Namenkomposita, zum onymischen Verfahren ausgebaut werden kann: Neben den *son*-Namen dürften die zweigliedrigen Naturnamen vom Typ *Lindgren, Sundkvist, Edberg* längst als prototypische Vertreter des schwedischen Familiennamens gelten. Ursprünglich hervorgegangen aus Adelsnamen, die aus zwei Bestandteilen des Wappens zusammengesetzt wurden, sind diese im Laufe der Jahrhunderte von nichtadligen Bevölkerungsschichten imitiert worden. Dabei erweiterte sich die Kombinatorik beträchtlich. Heute sind die Selektionsbeschränkungen soweit heruntergesetzt, dass es zu vielen unsinnigen Verbindungen kommt (z. B. *Dalberg, Bergdal*), die in der Appellativik nicht möglich wären. Genau diese Differenzqualität wird zur onymischen Markierung genutzt. Die Bausteine sind zwar voll appellativisch, die Kombinatorik ist es dagegen oft nicht. Die ausschließliche Nutzung von Naturbegriffen stützt die anthroponymische Interpretation. Der Prototyp ist zweisilbig und damit relativ kurz. Das Ausbleiben von Assimilationen in der Morphemfuge zeugt von der Funktionalität dieses Verfahrens: Die volle Transparenz lässt das Onomastikon an der Appellativik partizipieren. Die Kombinatorik ermöglicht gleichzeitig eine immense Bereicherung des EN-Inventars. Die heutige Familiennamenpolitik empfiehlt solche Kombinationen ausdrücklich, sie bilden auch das Grundprinzip des 22.000 Namen umfassenden Familiennamenkatalogs von 1992, wo solche Komposita automatisch (computergesteuert) generiert wurden. Wichtigste Restriktion: Der Name darf nicht schon vergeben sein. Die Kombinatorik erweist, dass determinierende Strukturen längst in kopulative übergegangen sind. Dabei können zwar viele, aber nicht sämtliche Naturwörter in beiden Positionen vorkommen. Die zweite Position ist insgesamt beschränkter als die erste, was sich quantitativ in der Tatsache äußert, dass gemäß einer in Bergman (1991, 218) erwähnten Auszählung in den 1950er Jahren 11.500 verschiedenen Erstgliedern nur 1.400 Zweitglieder gegenüberstanden; dies entspricht einem Verhältnis von 8:1. Wurde im Zusammenhang der Assimilierung und Opakisierung deutscher EN-Komposita unter 1.4 festgestellt, dass morphologische Strukturen bei EN afunktional seien, so zeigt das Schwedische, dass eine reine Kombinatorik von EN-Morphen dann sinnvoll sein und aufrecht erhalten bzw. ausgebaut werden kann, wenn sie der Erweiterung des Onomastikons dient (zu

diesem spezifisch schwedischen Bedarf und seinen Gründen s. Noréén 1924, Andersson 1979/80).

Auch bei den anfänglich programmatischen germanischen Rufnamen hat sich im Laufe der Zeit eine Mechanisierung der Kombinatorik eingestellt, die zu „Nonsense“-Komposita geführt haben (etwa um Verwandtschaftsverhältnisse anzuzeigen). Kunze (2003, 19) ermittelt für Kölner Rufnamen aus dem 12. Jhd. 134 verschiedene Erst- vs. 62 Zweitglieder, wobei 38 in beiden Positionen vorkommen. Hier tun sich ähnlich gelagerte positionelle Asymmetrien auf. Wenn sich solche Asymmetrien verschärfen, könnten sich hieraus onymische Suffixe entwickeln.

Fasst man den Personennamenkomplex (Ruf- + Familienname) als Einheit auf (wofür es Evidenz gibt), so ist auch die in Nordamerika besonders gängige Praxis der „middle names“ ein Proprialitätsmarker. Dabei geht es hier weniger darum, dass dem Komplex ein weiterer Vollname hinzugefügt wird - solche syntagmatischen Erweiterungen gibt es in vielen Kulturen -, sondern dass dieser Mittelname in einer Abkürzung besteht und als Buchstabename ausgesprochen wird: *George W. Bush*, *John F. Kennedy*. Zwar geht es hier vorrangig um die Herstellung verstärkter Monoreferenz²⁰, doch mit ganz anderen Morphen als die Ruf- oder Familiennamen (nicht selten vertritt die Initiale keinen konkreten Namen): Ähnlich wie verschiedene Fugenelemente dienen sie ausschließlich der Differenzierung und eindeutig(er)en Identifizierung, weniger aber der Individualisierung (diese leisten Vollnamen besser). Spätestens hier handelt es sich nur noch um minimales morphisches Material, wenn nicht sogar um das, was üblicherweise Phoneme leisten (wenngleich EN nicht „bedeuten“, sondern nur referieren). In jedem Fall sind sie untrügliche Zeichen für ein Anthroponym.

Nur graduell davon unterschieden ist die schwedische Praxis der Personennummer, die sich aus 10 Zahlen zusammensetzt und im schwedischen Alltag eine wichtige Rolle innehat.

1.8. Morphosyntax

(31)	Artikellosigkeit	Deutsch (Standard): Artikellosigkeit bei PersN
(32)	Makrokomposita	Deutsch: <i>Frau Bundestagspräsidentin Prof. Dr. Rita Süßmuth</i>
(33)	Univerbierung syntakt. Einheiten	Deutsch: <i>Bleibtreu, Vonderstrass, Aufdermauer</i> Niederländisch: <i>De Visser, De Klerk, Van Gogh</i>

20 Wie Asley 1995 hinzufügt, ist mit den Mittelnamen ein Prestigegewinn verbunden, da die oberen Klassen zuerst mit dieser Konvention begannen: "Some people think middle names add ,class". (Asley 1995:1220).

Bei der Morphosyntax lassen sich wieder zwei Dimensionen unterscheiden: Zum einen ist nach den regulären morphosyntaktischen Besonderheiten von EN zu fragen, zum anderen können sie selbst aus erstarrtem morphosyntaktischem Material bestehen. Für den ersten Fall wäre die bei deutschen Personen-, Städte- und Ländernamen übliche Artikellosigkeit zu nennen (sieht man von besonderen Bedingungen ab),²¹ die meist mit der inhärenten Definitheit von EN begründet wird: *Schneiders Häuser* (EN) vs. (archisch) *des Schneiders Häuser* / (heute) *die Häuser des Schneiders* (APP).

Kalverkämper (1978) stellt als „Eigenheit der Morphosyntax von Propria“ (253) heraus, dass bei Personennamenkomplexen sog. Makrokomposita von bis zu vier Konstituenten möglich sind, deren letzte monoflexivisch dekliniert wird (*Frau Bundestagspräsidentin Prof. Dr. Rita Süßmuths Rede*). Das gesamte Phänomen der unter 2.5 abgehandelten Monoflexion könnte auch unter die Morphosyntax subsumiert werden.

Auf der anderen Seite gibt es EN, die den Artikel (manchmal auch eine Präposition) fest an sich gebunden haben: Während dieser bei *die Schweiz* immerhin flektierbar bleibt, ist er in französischen Familiennamen wie *Leroi*, *Lepetit* erstarrt: *de Lepetit* (**du Petit*). Dies gilt auch für viele niederländische Familiennamen (*de Boer*, *de Visser*), und auch im Deutschen gibt es syntagmatische Namen („Satznamen“) vom Typ *Vondermühl*, *Aufdermauer*.

1.9. Syntax

Syntaktische Besonderheiten sind bei EN zahlreich, doch werden sie hier nur gestreift, da sie nicht mehr am Wortkörper selbst operieren. Dennoch handelt es sich um wichtige Strategien, die keinen performatorischen Mehraufwand erfordern und formale Nähe bzw. sogar Identität mit der Appellativik erlauben. Im Deutschen ist es beispielsweise die Position des genitivischen Onyms (sofern ohne Artikel) zum Bezugswort, die vom genitivischen APP abweicht: EN stehen, insbesondere bei Belebtheit des Objekts, meist pränominal, APP postnominal (*Münsters Mittelpunkt* (EN) vs. *der Mittelpunkt des Münsters* (APP); *Schneiders Häuser* (EN) vs. *die Häuser des Schneiders* (APP). Zu Weiterem hierzu s. Gallmann / Neef (2005).

²¹ Hierzu Kalverkämper (1978, 171-191), Leys (1989), Kolde (1992) und (1995).

1.10. Lexik

(35)	spezifische Onomastika	Rufnamen in vielen europäischen Sprachen
(36)	Nutzung peripherer Lexik, die nicht der Personenreferenz dient, z. B. Flora und Fauna	Lettisch: Bäume als FamN (<i>Liepa</i> „Linde“) Schwedisch: zweigliedrige Naturbezeichnungen als FamN (<i>Lindgren</i> „Lindenast“) Estnisch: eingliedrige Naturbezeichnungen als FamN (<i>Pärm</i> „Linde“)

Auf der Ebene der Lexik ist der onymische Körper wieder direkt betroffen: Hier ist der rechte Pol der eingangs präsentierten Skala erreicht. Im Extremfall bilden Sprachen spezifische Teilonomastika aus, die von der Appellativik total dissoziiert sind wie z. B. die deutschen Rufnamen und viele Toponyme. Je älter bzw. in je stärkerem Maße EN entlehnt sind, desto größer ihr Abstand zum Lexikon. Es liegt auf der Hand, dass dieses kompetenzbelastende Verfahren nur für einen Teil der namenhaltigen Gegenstände aufgebracht werden kann.

So erweist sich das Verfahren der „Zweckentfremdung“ bestimmter Appellativgruppen als häufig genutztes Verfahren: Zur Personenbezeichnung ungeeignete APP werden systematisch zur Bildung beispielsweise von Familiennamen herangezogen. Im Lettischen sind es speziell Baumbezeichnungen, die (diminuiert und nicht diminuiert) als Familiennamen gebraucht werden: *liepa* „Linde“ → EN: *Liepa, Liepiņa / Liepiņš* „Tännchen“, *bērzs* „Birke“ → EN: *Bērza / Bērzijs, Bērziņa / Bērziņš* „Birkchen“ (s. Tabelle 1). Im Schwedischen handelt es sich zumeist um zweigliedrige Naturnamen (*Lindgren* „Lindenast“), doch kommen auch eingliedrige vor wie *Lind* „Linde“ oder *Björke* „Birke“. Im Estnischen dominieren eingliedrige Naturbezeichnungen: Der häufigste estnische Name ist *Tamm* „Eiche“, gefolgt von *Saar* „Esche“, *Mägi* „Berg“, *Kask* „Birke“ etc. (zu Näherem s. Nübling 2004, 475). Dass manche Kulturen Zweigliedrigkeit praktizieren, andere Eingliedrigkeit, dürfte jeweils mit ihrer Größe (Einwohnerzahl) zusammenhängen.

1.11. Kontext

Der Kontext betrifft solche Verfahren, die nicht unter die bisherigen subsumierbar sind und definitiv nicht am Proprium selbst operieren, auch nicht morphologisch.²² Der Text trägt entscheidend zur proprialen Interpretation bei und reicht von Präpositionen (oder anderen Ausdrücken), die nur bei EN stehen können wie *nach* und *gen* (außer vor Toponymen allerdings auch vor Himmelsrichtungen) über spezielle Appositionen wie *die Studentin XY* (EN) bis hin

²² Dies im Gegensatz zu Kalverkämper (1978), der die Morphosyntax mit unter den Kontext fasst.

zu Verben wie *beißen* oder Adverbien wie *namens* (Kalverkämper 1978, 197ff.). Die kontextuellen Determinationsverfahren sind nicht zu unterschätzen, werden hier aber, da nicht direkt auf unserer Skala in Figur 1 operierend, nicht weiter berücksichtigt. Es ist zu vermuten, dass die meisten Sprachen kontextuelle Signalisierungsverfahren vorsehen.

2. Verfahren onymischer Markierung

Angesichts der Vielfalt onymischer Markierungsverfahren ist Kalverkämper, der sich hauptsächlich mit dem Französischen und Deutschen befasst, zuzustimmen, wenn er schreibt:

„Es ist jedenfalls interessant [...], daß offensichtlich jede Kategorie (die semantische, phonologische und morphosyntaktische) ihren Beitrag zur Divergenz (diachron gesehen), zur Differenzierung vom Appellativ (synchron gesehen) im Sinne einer 'Homophonie-Flucht' zu leisten imstande ist“ (166).

Vor dem Hintergrund des Stichprobencharakters der vorangegangenen Zusammenstellung onymischer Markierungen wäre es verfrüht, weitreichende Schlüsse zu ziehen. Dennoch sollen Tendenzen und Hypothesen formuliert werden, die anhand breiter angelegter Studien zu überprüfen wären.

2.1. Onymische Markierung am Wortkörper

Als eine Tendenz, die sich im Laufe onymischen Wandels verstärkt, dürfte die Markierung von Onymizität direkt am bzw. im Wortkörper gelten. EN-Systeme mit einer langen Geschichte, wozu das deutsche Familiennamensystem zählt, tendieren zum rechten Pol der Skala in Figur 1, der paradigmatischen Technik. Dabei ist an die triviale, für diese Fragestellung jedoch zentrale Tatsache zu erinnern, dass sich EN fast ausschließlich aus der Appellativik speisen. Damit obliegt es insbesondere jungen EN, sich deutlich von der Appellativik abzugrenzen. Dafür erweisen sich die jenseits des Wortkörpers operierenden syntaktischen und kontextuellen Absicherungsverfahren als besonders wichtig. Im Laufe der Zeit, so die hier vertretene Hypothese, konzentriert sich die Onymizitätsanzeige zunehmend auf den Wortkörper selbst. Morphologische Komplexität und diese markierende Grenzsignale werden, da afunktional, tendenziell beseitigt, womit monomorphologische Einheiten entstehen (abgesehen von der systematisch genutzten Technik der morphotaktischen Kombinatorik im Schwedischen, die der Inventarvergrößerung dient). Schriftlichkeit kann sich auf solche Prozesse hemmend auswirken, doch ändert dies nichts an der prinzipiellen Tendenz von EN, sich in Richtung Opakheit zu bewegen

bzw. bewegt zu werden, denn in aller Regel ist es die Appellativik, die sich verändert und dadurch die EN isoliert. Der größte Anteil opaker deutscher Familiennamen geht auf das Konto konservierter Archaismen und Dialektismen (bzgl. Lexik, Morphologie und Schreibung). Im Zuge der Standardisierung erfahren solche onymischen Dialektismen einen Dissoziationsschub. Ein hiervon nur graduell entferntes Phänomen zur Erweiterung opaker EN bildet die Entlehnung aus anderen Sprachen bzw. die Tradierung von EN mit fremdsprachlichem Substrat (s. die zahlreichen nichtdeutschen Toponyme und die meisten Rufnamen). Obwohl Opakheit ein geeignetes Verfahren ist, EN und APP unmittelbar und unmissverständlich zu differenzieren, stellt die beträchtliche Menge an EN, die ein Mensch beherrschen muss und die sich mit der an APP durchaus messen lässt, eine Gedächtnisbelastung dar. Vor diesem Hintergrund kann die Anbindung an appellativische Strukturen von Vorteil sein, was die vielen Kompromisslösungen erklärt: Nur partiell dissoziierte Familiennamen vom Typ *Möller, Schmidt, Hess*, die Nutzung peripherer Lexik wie im Schwedischen, Lettischen und Estnischen und / oder der Aufbau onymischer Affixe, die sich an APP heften, wie im Polnischen, Schwedischen und Lettischen. Solche Kompromisse gehen jedoch auf Kosten der Ausdruckskürze, die von EN prinzipiell präferiert wird (zu diesem Komplex Nübling 2000).

2.2. Onymische Schemakonstanz

Eine weitere Tendenz scheint in der Invarianz, Stabilität oder Schemakonstanz des onymischen Wortkörpers zu bestehen (phonisch wie graphisch), auf die wir immer wieder gestoßen sind: Binnenmorphologische Modifikationen, die bei APP üblich sind, sind bei EN seltener anzutreffen (s. die Verfahren Nr. 16 und 17). Dieses Prinzip korreliert - falls die EN-Flexion von der der APP abweicht - mit generell weniger flexivischem Material (Nr. 21, 22) bzw. auch mit geringerer Flexivallomorphie (Nr. 19, 20). Mayerthaler (1981) sieht hierin ikonische Prinzipien wirken:

„Semantisch fungieren Eigennamen [...] als sogenannte starre Designatoren. Es könnte sein [...], daß die Eigenschaft 'starrer Designator' k[onstruktions] ik[onisch] abgebildet wird, und zwar dermaßen, daß Eigennamen in verschiedenen Sprachen mit Nominalflexion weniger extensiv oder überhaupt nicht flektiert werden. Anders gesagt: Auf der Grundlage von MMT [Morphologische Markiertheorie] erstaunte es nicht, wenn Eigennamen ein mehr oder minder defektives Flexionsparadigma aufweisen“ (Mayerthaler 1981, 152).

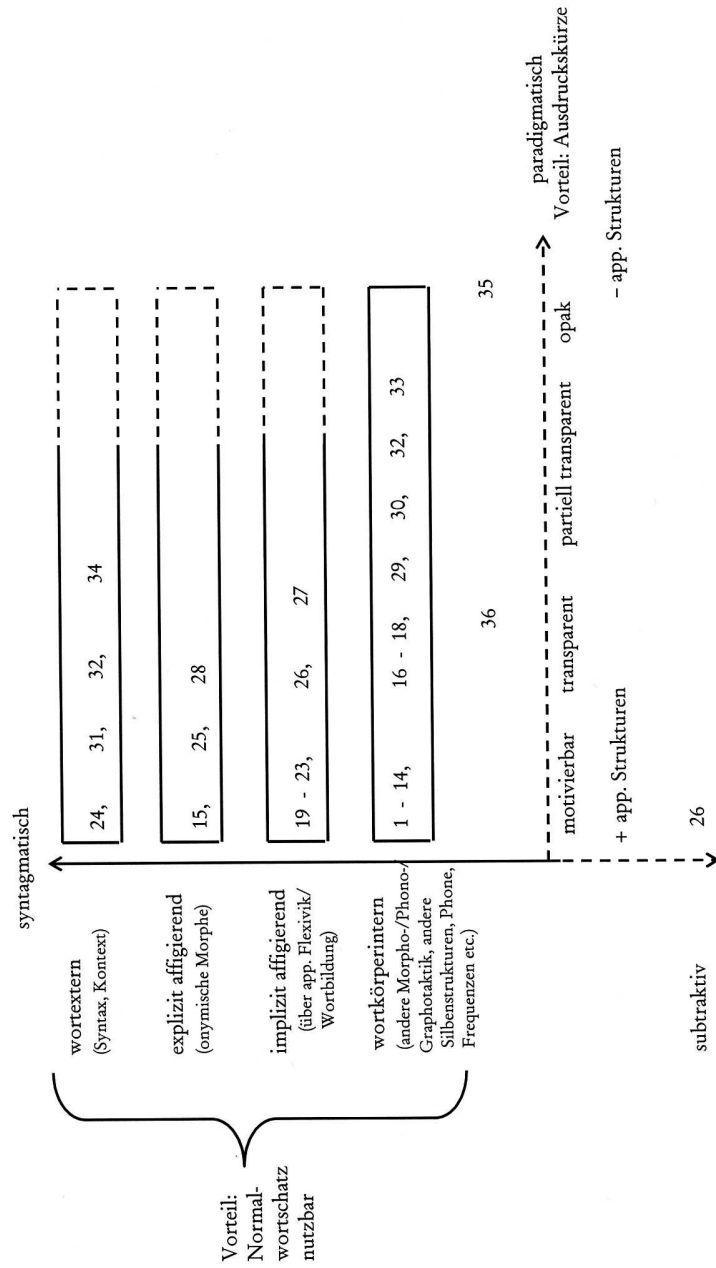
Die Schemakonstanz fördert die sofortige Wiedererkennbarkeit des ENs durch den Hörer bzw. Leser. Die Hauptleistung der EN besteht in der Direktreferenz

auf das Denotat, weshalb Stabilität und Kürze die unmittelbare Identifikation unterstützen.

Die Schemakonstanz wird flankiert durch Grenzschnale (wie Apostroph oder EN-Großschreibung in Sprachen mit Substantivkleinschreibung), die den proprialen Körper nach außen hin als stabile, unveränderliche Größe markieren und nicht onymisches Material davon absetzen.

2.3. Syntagmatik – Paradigmatik - Grammatik

Vor dem Hintergrund der beschriebenen konkreten Markierungsstrategien erweist sich die Skala in Figur 1 als zu eindimensional: Kombinationen zwischen syntagmatischen und paradigmatischen Techniken können nicht sichtbar gemacht werden. In Figur 2 werden die syntagmatische und die paradigmatische Achse getrennt und jeweils nach Intensitätsgraden differenziert. Die syntagmatische Achse beginnt bei den (zahlreichen) wortkörperinternen Verfahren, die am onymischen Kern selbst operieren, und setzt sich fort bei mit der appellativischen Flexivik bzw. Wortbildung verknüpften Techniken, dann bei ausschließlich Onymizität markierenden Affixen bis hin zu außerhalb des Wortes zu verortenden Verfahren. Da es auch subtraktive Verfahren gibt (z. B. die Tilgung des sog. Präpräfixes im Kinyarwanda oder Fälle wie *Beck*, *Hess*, *Böhm* im Deutschen) sowie weitere denkbar sind, wurde auch diese (nach unten zeigende) Achse angedeutet. Die paradigmatische Achse verzichtet auf jegliche EN-Zusätze und bezeichnet den Abstand des Onyms zur Appellativik: Unter potentiell motivierbare Eigennamen fallen solche, die mit Personenbezeichnungen homonym und daher potentiell verwechselbar sind, z. B. nhd. *Schneider*, *Richter*, *Koch*, *Mann* (Gleiches gilt natürlich für Orts- und andere Bezeichnungen). Auf dieser Stufe entstehen zwar fast alle Eigennamen, doch sollte dieser Typ schnellstmöglich onymisch markiert werden, wofür sich (zunächst) die syntagmatischen Zusatzverfahren eignen. Häufig, doch weniger störend sind transparente Namen, die zwar von APP und anderen Wortarten wie Adjektiven, Verben, Artikeln etc. Gebrauch machen, doch ohne mit diesen potentiell verwechselbar zu sein: *Nagel*, *Groß*, *Aufdermauer* als Familiennamen und vor allem die Naturbezeichnungen im Schwedischen und Estnischen. Das Stadium der partiellen Transparenz umfasst viele Erscheinungsformen (z. B. *Hamburg*, *Langnese*, *Möller*, *Schmitz*) und bildet das Übergangsstadium zur totalen Opakheit (*Köln*, *Thierse*). Beide Dimensionen sind prinzipiell kombinierbar, doch tragen die syntagmatischen Verfahren den Vorteil, die riskanteste Gruppe der potentiell motivierbaren Namen eindeutig als EN auszuweisen (Großschreibung, Apostrophsetzung, andere Flexionseigenschaften, Sonderklassen, onymische Morpheme etc.).



Figur 2: Kombinationen syntagmatischer und paradigmatischer Techniken

Die konkreten Verfahren werden aus Platzgründen nur als Nummer angedeutet; die Kästchen deuten an, dass die darin enthaltenen Verfahren prinzipiell auf motivierbare wie opake Namen anwendbar sind, doch erweist sich bei genauerem Hinsehen, dass es sich vor allem um motivierbare oder transparente EN handelt (wie z. B. die diminuierten Baumbezeichnungen im lettischen Familiennamensystem).

Besonderes Augenmerk wurde auf die Grammatik gelegt, die in jeglichem grammatischem Sonderverhalten der EN besteht und ein besonders effizientes Mittel der EN-Markierung bildet, ohne zwingend Zusatzmaterial zu erfordern: Blockierung binnenflexivischer Modifikationen, Nutzung nur eines Ausschnitts der Flexionsallomorphie und dadurch mehr Uniformität, oft Nullmarkierung bestimmter Kategorien und insgesamt „sparsameres“ flexivisches Verhalten (Monoflexion), Sonderregeln bzgl. der wortinternen (Phono-, Grapho-, Morphotaktik) als auch der wortexternen Kombinatorik (Syntax, Kontext). Zur Grammatik haben auch onymische Klassifikatoren (wie im Zulu, Fidschi) zu zählen, die hier unter die explizit affigierenden Verfahren gefasst wurden.

3. Ausblick

Die hier vorgestellte Typologie onymischer Markierungsmöglichkeiten stellt einen vorläufigen Versuch dar, die in den Einzelsprachen genutzten Verfahren zu kategorisieren und übergreifenden Prinzipien unterzuordnen. Viele andere Verfahren sind denkbar und werden, bezieht man weitere Sprachen mit ein, auch realisiert. Umgekehrt konnten nicht alle der hier vorgestellten Techniken adäquat in Figur 2 integriert werden. Figur 2 ermöglicht es, die einzelsprachspezifischen Markierungsverfahren sichtbar zu machen. So arbeiten viele Sprachen fast ausschließlich mit appellativischem bzw. transparentem Material, das sie mit Verfahren der syntagmatischen Achse kombinieren, und verzichten damit auf den rechten Bereich der paradigmatischen Achse. Oft unterscheiden sich diesbezüglich schon die Teilonomastika ein und derselben Sprache. Auf diese Weise bestünde die Möglichkeit, für Einzelsprachen spezifische „Onymogramme“ zu entwerfen. Voraussetzung dafür ist eine konsequent betriebene kontrastive linguistische Onomastik.

4. Literatur

- Anderson, John (2004): On the structure of names. In: *Folia Linguistica* XXXVII/3-4, 347-398.
- Andersson, Thorsten 1979/80. Svenska släktnamn i går, i dag - i morgon? In: *Nyvenska studier* 15/16, 385-400.

- Ashley, Leonard R.N. (1995): Middle Names. In: Eichler, Ernst et al. (eds.): Namenforschung. Berlin / New York, 1218-1221.
- Bauer, Heinrich (1827-1833): Vollständige Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. 5 Bände. Berlin.
- Bergman, Gösta (1991): Kortfattad svensk språkhistoria. Stockholm.
- Brendler, Andrea / Brendler, Silvio (2004): Namenarten und ihre Erforschung. Ein Lehrbuch für das Studium der Onomastik. Hamburg: Baar.
- Brylla, Eva 2002. Ursäkta, hut var namnet? Personnamn i praktisk bruk. Uppsala.
- Debus, Friedhelm (1977): Aspekte zum Verhältnis Name - Wort. In: Steger, Hugo (ed.): Probleme der Namenforschung im deutschsprachigen Raum. Darmstadt, 3-25. [Ordner]
- Debus, Friedhelm (1980): Onomastik. In: Althaus, Hans Peter et al. (eds.): Lexikon der Germanistischen Linguistik, Bd. 1. Tübingen, 187-198.
- Die neue deutsche Rechtschreibung - kurz gefasst (Faltbroschüre). Duden.
- Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1998). Mannheim.
- Duke, Janet (2005): African anthonyms and structural principles of the "ideal" name. In: Brylla Eva / Wahlberg, Mats (eds.): Proceedings of the 21st International Congress of Onomastic Sciences. Vol. 1. Uppsala, 138-150.
- Eichler, Ernst (1966): Strukturelle Versuche in der Onomastik. In: Acta Universitatis Carolinae - Philologica 1-3. Slavica Pragensia VIII, 151-162.
- Enger, Hans-Olav (2005): The Nordic languages in the 19th century II: Morphology. In: Bandle, Oskar et al. (eds.): The Nordic Languages. An International Handbook of the History of the North Germanic Languages. Vol. 2. Berlin / New York, 1437-1442.
- Fleischer, Wolfgang / Barz, Irmhild (1992): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Fuhrhop, Nanna (1998): Grenzfälle morphologischer Einheiten. Tübingen.
- Gallmann, Peter (1985): Graphische Elemente in der geschriebenen Sprache. Tübingen.
- Gallmann, Peter (1989): Syngrapheme an und in Wortformen. Bindestrich und Apostroph im Deutschen. In: Eisenberg, Peter / Günther, Hartmut (eds.): Schriftsystem und Orthographie. Tübingen, 85-109.
- Gallmann, Peter / Neef, Martin (2005): Themenheft Eigennamen. Zeitschrift für Sprachwissenschaft 24, Heft 1.
- Harnisch, Rüdiger / Nübling, Damaris (2004): Namenkunde. In: Booij, Geert et al. (eds.): Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 2. Halbband. Berlin / New York, 1901-1910.
- Harweg, Roland (1983): Genuine Gattungseigennamen. In: Faust, Manfred et al. (eds.): Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. Festschrift für Peter Hartmann. Tübingen, 157-171.
- Harweg, Roland (1999): Bloße Eigennamenkennzeichnungen und ihr Wert. In: Harweg, Roland (ed.): Studien zu Eigennamen. Aachen, 195-220.
- Hockett, Charles F. (1960): A Course in Modern Linguistics. New York.
- Hoekstra, Jarich (1998): Fryske Wurdfoarming. Ljouwert.
- Kallas, Hille 2002. Geschichte und Struktur deutscher und estnischer Familiennamen - Eine Studie zur kontrastiven Onomastik. (Magisterarbeit an der Universität Mainz.)
- Kalverkämper, Hartwig (1978): Textlinguistik der Eigennamen. Stuttgart.
- Klosa, Annette (2002): Eigennamen und Appellativa von A - Z. Anmerkungen zu ihrer Verteilung auf das Alphabet. In: Sprachwissenschaft 27,2, 197-223.

- Kohlheim, Rosa und Volker (2000): Familiennamen. Herkunft und Bedeutung. Mannheim.
- Kolde, Gottfried (1995): Grammatik der Eigennamen. In: Eichler, Ernst et al. (eds.): Namenforschung, Berlin / New York, 400-408.
- Koopman, Adrian (1979a): The Linguistic Difference between Nouns and Names in Zulu. In: African Studies 38 (1), 67-80.
- Koopman, Adrian (1979b): Male and Female Names in Zulu. In: African Studies 38 (2), 153-166.
- Koopman, Adrian (1989): The Aetiology of Zulu Personal Names. In: Nomina Africana 3 (2), 31-46.
- Kremer, Dieter (2000): Onomastik, Band 2: Namenssysteme im interkulturellen Vergleich. Tübingen.
- Kuhn, Wilfried / Serzisko, Fritz (1982): Eigennamen im Rahmen der Dimension der Apprehension. In: Seiler, Hansjakob / Lehmann, Christian (eds.): Apprehension. Teil 1: Bereich und Ordnung der Phänomene. Tübingen, 277-293.
- Kunze, Konrad (2003): dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. München.
- Lehmann, Christian (1995): Thoughts on Grammaticalization. München.
- Leys, Odo (1966): Der Eigename in seinem formalen Verhältnis zum Appellativ. In: Beiträge zur Namenforschung 1 (1966), 113-123.
- Leys, Odo (1989): Zur indefiniten und definiten Verwendung von Eigennamen. In: Debus, Friedhelm / Seibicke, Wilfried (eds.): Reader zur Namenkunde Bd. 1. Hildesheim, 273-279.
- Mayerthaler, Willi (1981): Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden.
- Modeér, Ivar (1989): Svenska personnamn (Anthroponymica suecana 5). Lund.
- Nerius, Dieter (1985): Schreibung der Namen: Prinzipien, Normen und Freiheiten. In: Eichler, Ernst et al. (eds.): Namenforschung. Berlin / New York, 414-419.
- Noreen, Adolf (1924a): Tio budord till dem som ämna anta nytt släktnamn. In: Spridda studier 4. Hg. von Adolf Noreen. Lund, 7-10.
- Noreen, Adolf (1924b): Det hotande namnbarbariet och den nya släktnamnslagstiftningen. In: Noreen, Adolf (ed.): Spridda studier 4. Lund, 52-61.
- Nübling, Damaris (1997a): Deutsch-schwedische Divergenzen in Entstehung und Struktur der Familiennamen. Ein Beitrag zur kontrastiven Onomastik. In: Beiträge zur Namenforschung 1997, Bd. 32, Heft 2, 141-173.
- Nübling, Damaris (1997b): Reglementierte Kreativität bei der Schaffung neuer Familiennamen. Zu den Prinzipien von Namenwahl und Namenwandel in Schweden. In: Birkmann, Thomas et al. (eds.): Vergleichende Germanische Philologie und Skandinavistik. Tübingen, 213-230.
- Nübling, Damaris (2000): Auf der Suche nach dem idealen Eigennamen. In: Beiträge zur Namenforschung 35, Heft 3, 275-302.
- Nübling, Damaris (2004): Prinzipien der Proprialitätsmarkierung. Familiennamenindikatoren in den nordeuropäischen Sprachen. In: Van Nahl, Astrid et al. (eds.): Namenwelten. Orts- und Personennamen in historischer Sicht. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 44. Berlin / New York, 466-482.
- Paul, Hermann (1917): Deutsche Grammatik II, Teil III: Flexionslehre. Tübingen.

- Rentenaar, Rob (1995): „Lærde“ slægtsnavne i Nordvesteuropa. Nogle typologiske forskelle. In: Slektsnamn i Norden (Rapport frå NORNA's tjuetjue symposium i Oslo 17.-20. september 1992). Hg. von Kristoffer Kruken. Uppsala, 201-212.
- SAG = Svenska Akademiens grammatik; s. Teleman et al. (1999).
- Schlyter, Kerstin (1999): Les noms de famille en Suède. In: Kremer, Dieter (ed.): Onomastik, Bd. 3: Namensoziologie. Tübingen, 83-91.
- Steché, Theodor (1927): Die neuhochdeutsche Wortbiegung. Breslau.
- Svenska efternamnsförslag 1992. Namnbok till vägledning vid val av nya efternamn. Utgiven av Patent- och registreringsverkets namnhet. Stockholm.
- Szczepaniak, Renata (2005): Onymische Suffixe als Signal der Proprialität - das Polnische als Paradebeispiel. In: Brylla, Eva / Wahlberg, Mats (eds.): Proceedings of the 21st International Congress of Onomastic Sciences. Vol. 1. Uppsala, 295-308.
- Teleman, Ulf / Hellberg, Staffan / Andersson, Erik (1999): Svenska Akademiens grammatik. Teil 2: Ord. Stockholm.
- Thieroff, Rolf (2000): **Kein Konflikt um Krim*. Zu Genus und Artikelgebrauch von Ländernamen. In: Hess-Lüttich, Ernest et al. (eds.): Botschaften verstehen. Kommunikationstheorie und Zeichenpraxis. Frankfurt, 271-284.
- Werner, Otmar (1974): Appellativa - Nomina propria. Wie kann man mit einem begrenzten Vokabular über unbegrenzt viele Gegenstände sprechen? In: Heilmann, Luigi (ed.): Proceedings of the 11th Int. Congress of Linguistics 1972, Bd. II. Bologna, 171-187.
- Werner, Otmar (1995): Namenpragmatik. In: Eichler, Ernst et al. (eds.): Namenforschung. Berlin / New York, 476-484.
- Wimmer, Rainer (1973): Der Eigenname im Deutschen. Ein Beitrag zu seiner linguistischen Beschreibung. Tübingen.

Adresse der Verfasserin:

Prof. Dr. Damaris Nübling, Fachbereich 13 – Philologie I, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, D-55099 Mainz; E-mail: nuebling@uni-mainz.de